

Feuilleton.

✕ An Hugo Schuchardt. ✕

Ein Gratulationsbrief zum 70. Geburtstag.

Lieber alter Freund! — Also auch Du; lieber Freund! Auch Du feierst an diesem 4. Februar Deinen siebenzigsten Geburtstag, auch Du bist an jenem bedeutungsvollen Zeitpunkte angekommen, von dem der große Schopenhauer sagt: „Erst mit dem siebenzigsten Jahre versteht man ganz den ersten Vers des Koheleth, der da sagt, daß alles eitel ist.“ In dieser Nacht vom dritten auf den vierten Februar mußt Du also in Deinem Inneren so etwas wie einen „hörbaren Ruck“ verspürt haben: am Abende vorher hattest du noch Illusionen, und von diesem Morgen an gehörtest Du zu der großen Menge der „vom Leben grausam Enttäuschten“. Und während Du jetzt, nachdem Du Deiner Gewohnheit gemäß dieses Blatt in der Frühe im Bette gelesen, durch die Fenstert Deines Schlafzimmers ins Freie und in den dunstigen kalten Wintertag hinausblidst, murmelst Du die Worte vor Dich hin, die wie ein Seufzer klingen: „Ja, ja — alles ist eitel.“

Und doch kann ich mir gerade Dich in einer derartigen Schopenhauerschen Stimmung am Morgen Deines Siebzigsten eben so schwer vorstellen, wie „auf die Postille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens,“ wie es in dem „Siebzigsten Geburtstag“ von Johann Heinrich Voß heißt. Ein alter Römer hat einst die Jahre, die mit dem achten Dezennium beginnen, „die zweite Jugend“ genannt. (Mir war, offen gestanden, die erste lieber!) Du hast Dir von der ersten in diese sogenannte zweite Jugend soviel hinübergerettet, daß es für Deine Freunde schwer fällt, die Vorstellung von dem „grämlichen Greis“ — nach dem Ausdrucke des oben genannten grämlichen Philosophen — mit Deinem saanen Wesen in Einklang zu bringen. Du bist wirklich

nicht der Greis — „der sich nicht zu helfen weiß“. Du bist eben auch darin ein ganz „singularer Mensch“ und ich will Dir erklären, wer zuerst mir gegenüber diesen Ausdruck von Dir gebraucht hat.

Es war, wenn ich nicht irre, im Frühherbst 1879, daß ich Dich kennen lernte, im alten Café Schuster, in dem sich zur Nachmittagsstunde eine kleine Gesellschaft zusammengesunden hatte, in der sich außer meinem Kollegen Raab auch jener Eisenbahnbeamte Karl Weiß befand, dessen erste Stücke in Graz zur Aufführung kamen und der sich später als Karlweiß in Wien als Verfasser von Volksstücken und Romanen einen bekannten Namen gemacht hat. Zwei Tage später schlenderte ich in der Morgenfrühe von meinem Sommerhäuschen auf dem Ruckerberg mit jenem langsamen Schritte zur Stadt hinab, mit dem man auf das Bureau zu gehen pflegt. Da kommt ein Reiter auf mich zugesprengt, der, als er in meine Nähe kommt, das Pferd anhält und, sich niederneigend, mir die Hand entgegenstreckt. Du warst dieser Reiter und nun erfahre ich, was den gelehrten Herrn, der fester und sicherer im Sattel saß, als so mancher Poet auf dem Rücken des Pegasus, schon so frühe auf den Ruckerberg geführt hat: der Herr Professor hat die Nacht hindurch einen Ball in der „Rejsource“ mitgemacht, und nachdem er im Café Europa ein Frühstück zu sich genommen, hat er sich ein Pferd satteln lassen, um einen Morgenritt bis zum „Hirschwirt“ zu machen. Noch ein Händedruck und der Reiter sprengt davon. Kopfsüttelnd schaue ich ihm nach: so also sieht hier ein Universitätsprofessor aus! Merkwürdig! Ich dachte an die würdigen alten Herren, deren allerdings nur flüchtige Bekanntschaft ich in den Hörsälen von Marburg und Erlangen gemacht hatte. Zu Pferde konnte ich mir diese Herren, die im besten Falle ihr Stedenpferd zu reiten pflegten, gar nicht vorstellen. Desto besser in Schlasrod und Pantoffeln mit der langen Peise im Munde, ohne die früher auch auf der Bühne ein Universitätsprofessor gar nicht möglich war. In Dir lernte ich dann, daß es mir

vergönt war, Dir näherzutreten, einen ganz modernen Gelehrten kennen, den ich in seiner Häuslichkeit immer in kurzem Kamisol antraf und der seine Zigarette mit der Grazie eines Gesandtschaftsattachés rauchte.

„Schuchardt“ — so hörte ich damals von einem bekannten Historiker der Grazer Hochschule — „ist ein ganz „singularer“ Mensch. Er ist mehr als ein wissenschaftliches Talent; es geht ein stark genialer Zug durch sein ganzes wissenschaftliches Schaffen. Er arbeitet wie ein Dichter, den es drängt, sich etwas vom Herzen zu schaffen. Als Bonner Korpsstudent soll er ein flottes Leben geführt haben, so daß der Herr Papa es für angezeigt findet, ihn ein Semester lang zu Hause zu behalten, und da setzt sich der junge Mann hin und arbeitet im ersten Entwurf ein Werk aus, das später unter den Gelehrten seines Faches Aufsehen erregt. Ist, wenn seine Nerven ihm zu schaffen machen, findet er keine Stimmung zur Arbeit, aber dann setzt er sich wieder an den Schreibtisch und bringt in Wochen zustande, wozu andere Monate brauchen.“

Das hörte ich über Dich zu einer Zeit; in der ich von Dir nur die „Keltischen Briefe“ in der Beilage der „Allgemeinen“ gelesen hatte, die mir durch ihren frischen Ton und die überall aufblühenden humoristischen Dichter aufgefallen waren.

Man hat Dich den „zweiten Mezzosanti“ genannt. In der That kannst auch Du so gut wie der vielsprachige Kardinal sagen: „Das erste Duzend Sprachen lernt sich ziemlich schwer, aber beim zweiten Duzend geht es dann schon leichter.“

Eines Tages entdeckst Du auf der Karte von Europa ein Land, dessen Sprache Du noch nicht kennst: das Land der Magyaren. Du nimmst Dir vor, ungarisch zu lernen; abonnierst zu diesem Zwecke auch ein Budapester Blatt und vier Wochen später machst du mich auf einen Artikel dieses Blattes aufmerksam, und da ich außer „Gunnady Janos“ kein ungarisches Wort kenne, so trügst Du mir diesen Artikel in fließendem Deutsch vor. Unglaublich; aber wahr!

Ein halbes Jahrhundert lang habe ich immer von Zeit zu Zeit französische Bücher gelesen und ich habe einen ganzen Winter in Montreux in französisch sprechender Umgebung zugebracht. Aber noch immer bin weit davon entfernt, diese Sprache zu beherrschen. Bei Dir ist das etwas anderes; ob *langue d'oe* oder *langue d'oil*, das ist Dir alles gleich. Eines Tages schickst Du mir aus einer südfranzösischen Stadt ein dort erscheinendes Zeitungsblatt zu, in dem ein Bericht über ein Festmahl enthalten ist, das Dir zu Ehren eine gelehrte Körperschaft veranstaltet hat. In derselben Nummer findet sich auch ein Sonett in der Sprache Mistral's, das dem berühmten Gaste gewidmet ist und in der nächsten Nummer dankst Du gleichfalls in einem zierlichen Sonett, das in demselben Dialekt verfaßt ist. Ein andermal machst Du Studienreisen zu Wales, um Dich mit der kymrischen Sprache vertraut zu machen. Bei einem Volks- und Literaturfeste wirst Du als „der keltische Doktor aus Deutschland“ begrüßt und am nächsten Tage dankst Du wieder in einem in kymrischer Sprache gedichteten Trinkspruch! Ein Jahr lang machst Du Studienreisen in Spanien und Portugal und dann wieder dringst Du erobernd in die Geheimnisse der baslischen Sprache ein. Geradezu unheimlich für einen Menschen, der so schwer fremde Sprachen lernt, wie ich. Im Tatoc freilich war ich Dir über und ich erinnere mich, daß ich Dir, wenn wir mit einem gemeinsamen Freunde auf der Veranda meiner Sommerwohnung bei einer Erdbeerbowle diesem sinnreichen Spiele huldigten, so manchen Bagat ultimo erfolgreich kontrierte. Auch ein paar Duzend Ansichtskarten erinnern mich daran, die Du mir von Deinen Reisen schicktest und auf denen Du in so manchem gereimten Akrostichon immer dasselbe Wort mit einer erstaunlichen Sicherheit der poetischen Form variierdest.

Tempi passati — lieber Freund. Ja, die Zeiten des Tatoc's sind vorüber, und Du übst jetzt täglich ein Stündchen im „Patience“-Spiele. Und in Deiner poetischen Epistel zu meinem „Siebzigsten“ klagst Du, daß Du auch in diesem Spiele kein Glück hättest. Aber

bleibe nur dabei, mein Lieber! Patience — das ist das richtige Spiel für das Alter, in das Du eingetreten. Da heißt es: Geduld üben!

Ich bin oft bei Dir, lieber Schuchardt, in diesen Tagen noch, mehr als sonst: wenn Du die Vögel in Deiner Glasveranda fütterst, bei Deinen Büchern verweilst, im „Elefanten“, Dein Mittagessen einnimmst, den Nachmittag auf einem Spaziergang oder wieder bei den Büchern zubringst, denen Du eine so schöne Villa gebaut hast, in der Du selbst auch noch ein beschriebenes Plätzchen gefunden hast. Und nun lade ich Dich ein, auch ein Viertelstündchen meine Einsamkeit zu teilen und mich auf einem Spaziergang zu begleiten, den ich täglich mache, so oft es mir meine Bedalverhältnisse gestatten.

Wir gehen auf der breiten Straße dahin, die von dem Städtchen Schlüchtern an meinem Häuschen vorüber nach dem auf der Höhe des Hügels erbauten Bahnhofe führt. Zur Rechten die meilenweit sich deh- nenden Wälder des Vogelbergs; zur Linken der Talgrund der Kinzig, durch den die alte Frankfurt—Leipziger Straße führt. Dort, wo sich die Vorhöhen des Spessart erheben, zeigt sich die Ruine der Stedelburg, auf der der streitbare und streitfrohe Ulrich von Hutten geboren wurde. Dort hat er seine Handpresse aufgestellt, um seine Flugschriften in die deutschen Lande zu verschicken, dort hat er sein „o saeculum! o literae! Juvat vivere!“ in die Welt hinausgerufen. „Es ist eine Lust, zu leben!“ Ja, wenn man noch jung ist! Aber wenn die Tage des traurigen Alters gekommen sind, wie für uns beide, lieber Freund! Da sehe ich vor mir aus der Dichtung des Waldes die Spitze eines hohen, vieredigen Turmes emporragen: es ist der Turm des verfallenen Schlosses der Grafen von Hanau, die einst die Herren dieser Strecke des Kinzigtales waren. Wieder eine Ruine! Wieder etwas, das an das Altern erinnert! Und doch ist es mir, so oft ich diesen alten Turm erblicke, als gehe etwas Ähnliches, wie ein tröstender, den Gebeugten aufrichtender Gedanke durch meine Seele: denn dieser Wid in die Landschaft vor mir erinnert mich an den

großen und edlen Mann, der einst als blondgelockter Knabe zu Füßen dieses Turmes spielte und der später als Greis so schöne und trostreiche Worte über das Alter gefunden hat, wie keiner vor ihm und keiner nach ihm: ich denke an Jakob Grimm, der seine hessische Heimat und seine gute Mutter so liebte und für den das Alter keine Schrecken hatte. Am 26. Jänner 1860 hat der damals Fünfundsiebzigjährige die bekannte klassische „Rede über das Alter“ in der Berliner Akademie der Wissenschaften gehalten, die, zwar stark optimistisch gefärbt, doch so viel Wahres und Treffendes und zugleich Tröstliches enthält und die unter den dem Greise beschiedenen Genüssen besonders den einsamen Spaziergang preist.

Daran liegt's, lieber Freund! Viel spazieren gehn, ohne sich zu ermüden! Sich immer in Verbindung mit der frischen Luft erhalten! Folge dem Rat eines um so viel Älteren: reiße Dich recht oft los von Deinen Büchern und wandere von Deiner Villa dem Rosenberg oder noch besser — vergangener Zeiten gedenkend! — dem Kuckersberg zu.

Da habe ich hier in der Nähe einen alten Corpsbruder, der mit mir bei den Marburger Teutonen aktiv war. Er ist zwei Jahre älter als ich, aber von so kräftiger Konstitution und so frisch, wie Du es bist. Als mir dieser prächtige Mensch und „glückliche“ Greis zu meinem „Siebzigsten“ gratulierte, schüttelte er mir so kräftig die gichtlähme Hand, daß ich vor Schmerzen laut aufschrie!

Nicht so kräftig und auch nur im Geiste kann ich Dir, theurer Freund, zu Deinem 70. Geburtstag die Hand drücken. Aber es liegt zweierlei in diesem geistigen Händedruck: ein warmes Gedenken vergangener Zeiten und ein Gelübde für die Zukunft; das Gelübde, auch für den Rest des Lebens an jener Freundschaft festzuhalten, die schon mehr als ein Menschenalter überdauert hat.

Schlüchtern bei Fulda

Wilhelm Mullmann.